

Danken, als ob nichts gewesen wäre?

Gedanken zum Dankfest nach den Terrorakten in den USA

Brigitte Hoffmann

Wir feiern heute Dankfest wie jedes Jahr – und doch nicht wie jedes Jahr. Am 11. September geschah das Attentat auf New York und Washington, Zehntausende trauern, die Folgen sind noch nicht abzusehen. Wir können nicht darüber hinweggehen und danken, als ob nichts gewesen wäre.

Manche werden fragen: wofür sollen wir in dieser Situation überhaupt danken? Dafür, daß es uns nicht getroffen hat – sondern andere? Das kommt uns herzlos vor. Und doch war sicher jeder, der ein Familienmitglied oder einen Freund in der Gefahrenzone wußte, glücklich, wenn er – oft erst nach Tagen – erfuhr, daß sie am Leben und gesund waren. Und wahrscheinlich haben viele dann Gott gedankt – auch wenn sie vorher lange nicht an ihn gedacht hatten. Das ist nicht herzlos, das ist natürlich. Das Mitgefühl mit denen, die es getroffen hat, wird dadurch nicht geringer, eher im Gegenteil: wir können besser mitfühlen. Wir dürfen dankbar sein – wir sollten es nicht für selbstverständlich nehmen, daß wir verschont geblieben sind.

Sollen wir dafür danken, daß das Leben weitergeht? Ja, auch dafür – auch wenn uns das ein bißchen schäbig vorkommt. In diesem banalen Weitergehen liegt ein großer Trost, auch für die Betroffenen. Der banale Alltag, mit seinen kleinen Freuden und Sorgen, sei-

nen Anforderungen und seiner Arbeit, holt aus der Trauer zurück ins Leben.

Trotzdem bleibt das Entsetzen, bei manchen vielleicht die Verzweiflung: warum mußte das sein? Wie kann ein gütiger Gott so etwas zulassen? Die alte Frage, auf die es nur zwei alte Antworten gibt. Die eine: wir dürfen das, was Menschen einander antun, nicht Gott zurechnen. Er hat uns Freiheit gegeben, damit wir uns entwickeln können. Das ist das, was uns zu Menschen macht. Aber diese Freiheit ist notwendig auch die Freiheit zum Bösen. Diese Freiheit kann Schreckliches hervorbringen – aber erst sie hat die wunderbare Vielfalt menschlicher Kultur möglich gemacht.

Und die andere, noch wichtigere Antwort: wir können nicht wissen, warum etwas geschieht. Wir können Ursachenketten aufdröseln, auf naturwissenschaftlichem Gebiet weitgehend exakt, auf psychischem und sozialem – allem, was mit Menschen zu tun hat – nur unvollkommen. Am Beispiel: wir können fragen, woher der menschenverachtende Haß kommt, der hinter den Attentaten steht, – und wir werden eine Reihe plausibler Erklärungen finden, aber keine eindeutige Antwort.

Und selbst wenn wir die hätten, wäre damit die eigentliche Frage, die nach dem Sinn, nicht beantwortet. Auf die gibt es keine Antwort. Und es kann kei-

ne geben – außer der des Propheten Jesaja (55,8-9): »Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr, sondern soviel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken.«

In den zweieinhalbtausend Jahren, seit Jesaja das sagte, hat sich unser Wissen ungeheuer erweitert. Und je mehr wir wissen, desto mehr sehen wir: unser Erkennen ist Stückwerk, um mit Paulus zu sprechen. Unsere Sinne erfassen nur einen Bruchteil der Wirklichkeit, unser Denken ist durch Kategorien festgelegt und begrenzt. Das gilt schon für das Erkennen dessen, was ist. Es gilt noch viel mehr für Entwicklungen. Wir können nie wissen, wohin sie führen, zu welchem Guten und zu welchem Bösen. Denn auch unsere Kategorien von Gut und Böse sind relativ. Die Unterscheidung selbst ist universell, sie gehört zum Menschsein. Aber was konkret als gut oder böse gilt, kann in verschiedenen Zeiten und verschiedenen Kulturen sehr verschieden sein. Die Welt – und hinter allen Erscheinungen: Gott – ist unendlich viel komplexer und reicher, als wir denken können. Eine Welt, die wir verstehen könnten, wäre armselig. Die Großen der Bibel haben es gewußt – ich würde sagen: aus der Gott-Nähe ihres Denkens heraus. Wir, der europäische Teil der Menschheit, hatten es im Rausch des Fortschritts vergessen. Wir sind wohl dabei, es wieder zu lernen.

Auch Paul Gerhardt hat es in seinem Lied gewußt:

»Und soll von Plagen
ich auch was tragen,
wohlan, so mach es,
wie dir es beliebt:
was gut und richtig,
was schädlich und nichtig
meinem Gebeine,
das weißt du alleine,
hast niemals einen
zu bitter betrübt.«

Die Worte klingen altmodisch, aber sie drücken etwas zeitlos Gültiges aus: das Einverständnis in einen Weg, der bitter sein kann und von dem wir nicht wissen, wohin er führt, und das Vertrauen in Gott, in den Sinn dieses Weges, den wir nicht erkennen können.

Als Paul Gerhardt das schrieb, war der Dreißigjährige Krieg noch nicht lange vorbei. Er hatte ihn ganz durchlebt, in einem der am schlimmsten betroffenen Gebiete, einen Krieg, in dem an Seuchen, Hunger und Gewalt mehr als ein Drittel der deutschen Bevölkerung umkam. Er hatte mehr an – nach allen menschlichen Maßstäben – sinnlosem Leiden und Sterben gesehen als wir alle – und er hatte sich trotzdem sein Gottvertrauen bewahrt.

Das kann uns Mut machen – denn ein Grund, warum wir so betroffen sind, ist ja auch, daß wir Angst haben, Angst vor neuen Attentaten, Angst vor einem Krieg, vor einer weltweiten Depression. Das müssen wir aushalten – und uns daran erinnern, daß Millionen von Menschen so leben, mit täglichen Bedro-

hungen, die viel näher und realer sind als die unsrige. Vielleicht hilft es uns, unsere Maßstäbe zurechtzurücken, besser zu sehen, was wesentlich ist. In der Bergpredigt folgt unmittelbar auf das Losungswort der Templer der Satz: »Darum sorget nicht für den morgigen Tag, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen.«

Das ist nichts anderes als das Gottvertrauen, das Paul Gerhardt meint: wir dürfen und wir sollen getrost in jeden neuen Tag gehen, im Vertrauen, nicht daß Gott uns vor allem Leid bewahrt, sondern darauf, daß er uns hilft, es zu tragen, und daß auch die bitteren Erfahrungen einen Sinn haben. Oft, nicht immer, sind gerade sie es, die uns helfen können, andere Menschen besser zu verstehen, Probleme neu anzugehen.

Das gilt im persönlichen Leben, es gilt auch darüber hinaus. Es kann auch für das gelten, was wir gerade erlebt haben. Jeder Schock, der uns aus der gewohnten Sicherheit herausreißt, ist auch eine Chance zum Innehalten und Umdenken.

Und schließlich sollten wir nicht darüber weggehen, daß es neben all dem Schlimmen auch eine großartige Erfahrung gab: die spontane Anteilnahme von Gruppen und Grüppchen quer durch die Welt und vor allem die überwältigende Welle der Hilfsbereitschaft in Amerika selbst. Die Berichte von den Feuerwehrmännern, die fast ohne Pausen nach Überlebenden suchten, von den Schlangen von Wartenden, die Blut

spenden oder mit anpacken wollten, haben wohl alle gesehen oder gehört. Ich möchte einen weniger bekannten Bericht hinzufügen: in Süd-Manhattan, wo zunächst Strom und Wasser und, weil der Stadtteil abgesperrt war, auch der Lebensmittelnachschub ausfielen, bildeten sich spontan Komitees, die von Wohnung zu Wohnung gingen, um zu prüfen, ob dort Alte oder Kranke seien, die Hilfe brauchten. Dazu die Berichte vieler New Yorker, daß in der unpersönlichen Stadt, auch in Stadtteilen, die nicht betroffen waren, plötzlich mehr Nähe zwischen Nachbarn entstanden sei, daß die Menschen freundlicher miteinander umgingen. Manches davon wird sich wieder verflüchtigen, wenn die dringendste Not behoben ist, aber ich denke, in vielen wird die Erfahrung von Gemeinsamkeit weiterwirken.

Natürlich kann man fragen, ob erst eine Katastrophe notwendig war, um so viel positive Kräfte in so vielen Menschen zu wecken. Und die Antwort heißt wohl: ja. Es gehört zur Komplexität der Welt, daß Not Kräfte in den Menschen weckt, von denen sie vorher nichts wußten, nicht nur physische, auch moralische. Und vielleicht ist das gut so – es hilft, die Not zu überwinden.

Dürfen wir danken? – Ich denke, meine Antwort ist deutlich geworden: wir dürfen nicht nur, wir sollten, und vielleicht intensiver als sonst. Denn dankbar sein heißt zunächst einmal: bewußt wahrnehmen, daß man beschenkt worden ist. Wir neigen dazu, alles, was immer gleich ist oder immer wiederkehrt,

für selbstverständlich zu nehmen, besonders solange es uns gut geht. Vielleicht hat das Erschrecken uns wieder mehr bewußt gemacht, daß nichts selbstverständlich ist.

So danken wir zuerst einmal dafür, daß wir wieder ein Jahr in Frieden und Sicherheit leben durften. Und wir bitten darum, daß das so bleiben und für viele wieder so werden möge; wir bitten für Einsicht bei denen, von deren Entscheidungen jetzt so vieles abhängt, und für die, die sich vom Haß haben verblenden lassen. Wir bitten um Kraft und Hilfe für die, die leiden, und für die, die in Angst leben.

Wir danken für alle Menschen um uns herum, die uns Liebe geben und denen wir sie zurückgeben können. Sie alle machen uns reicher durch ihre Gaben, ihr Verständnis, ihr Anderssein, und wenn wir manchmal mit manchen von ihnen Probleme haben, so sind auch das Erfahrungen, an denen wir

wachsen können.

Gib du uns die Kraft, Herr, und das Einfühlungsvermögen dazu.

Wir danken dir für die kleine oder große Kraft, die du uns gegeben hast, unsere Aufgaben zu bewältigen, und bitten dich, daß du sie uns weiterhin gewährst.

Wir danken dir für die Herrlichkeit deiner Schöpfung, die uns trägt und ernährt, für ihre wunderbare Schönheit, für Licht und Wärme der Sonne und die Erquickung des Regens, für die Farben der Blumen und die Vielfalt der Tiere, für allen Reichtum der Welt und die Freude, die sie uns gibt.

Wir danken auch für das Schwere und bitten dich um die Kraft, es zu bestehen und daran zu wachsen.

Vor allem aber danken wir dir für deine Zuwendung, die uns trägt auch in der Not, der wir vertrauen und in der wir uns geborgen fühlen dürfen.

Ansprache am 23. September 2001

Das Tagesthema

Gedanken zur Entstehung von Feindbildern

Nach wie vor ist das Thema »Terrorismus« das Thema Nummer Eins in der Medienwelt. Es ist, als hätten die Terrorakte in New York und Washington einen begehrten Dauerbrenner für Rundfunk und Zeitungen geliefert. Zweifellos ist die Art und die Schwere der Anschläge es wert, daß darüber nicht nur flüchtig, sondern in möglichst vielen Einzelheiten berichtet wird. Doch scheint es mir, als ob in der Öffentlichkeit mehr

der Frage nachgegangen wird, wie man die Attentäter oder deren Hintermänner greifen und bestrafen kann, als der Frage, wie Terrorismus eigentlich entsteht und wie man ihm den Boden entziehen kann.

Zu Terrorakten neigen im allgemeinen Menschen, die fanatisiert wurden und einem abgrundtiefen Haßgefühl erlegen sind. Wir haben in Deutschland mit der RAF schon früher jahrelang Be-

kanntschaft mit diesem Phänomen machen können. Dabei ist auffallend, daß sich dieser Haß nicht unbedingt gegen bestimmte Personen richtet. Die damals durch Terrorakte ums Leben gekommenen Persönlichkeiten, wie zum Beispiel Hanns Martin Schleyer, waren für die Terroristen lediglich Vertreter einer verhaßten Institution, nämlich der Staats- und Gesellschaftsform der Bundesrepublik. Bei den schrecklichen Selbstmordattentaten der jüngsten Zeit richtet sich der Haß der Attentäter nun gegen ein ganzes Volk: bei den Bombenexplosionen der Palästinenser in Tel-Aviv gegen die Juden, bei den Zerstörungen durch entführte Flugzeuge in New York und Washington gegen die Amerikaner.

Der Haß Einzelner, wie zum Beispiel der des Osama Bin Laden auf Amerika als ganzes, wächst durch den systematischen Aufbau eines Feindbildes bei Sympathisanten und Anhängern dieser Einzelnen zu einer Verschwörung größeren Ausmaßes an. Wenn nur immer wieder dieselbe Parole eindrücklich wiederholt und eingepaukt wird, daß zum Beispiel die Amerikaner die Gottlosen seien, die die islamische Welt beherrschen und erdrücken wollten und deshalb mit allen Mitteln bekämpft werden müßten, wird sehr bald bei den so Indoktrinierten ein unkritisches, undifferenziertes Zerrbild des »Feindes« entstehen. Anders kann man es sich nicht erklären, wie Menschen, die in ihrem Leben sicher auch Mutterliebe und Achtung vor dem Nächsten erfah-

ren haben, solche menschenverachtenden Taten, wie sie uns so schockierend vor Augen gebracht wurden, vollbringen konnten.

Mir scheint, daß in der pauschalen Verurteilung einer ganzen Menschengruppe oder eines Volkes der Schlüssel zur Entstehung von Terrorakten liegt. Und das nicht erst seit dem 11. September 2001. Wir Deutschen haben immer sehr ärgerlich und aufgebracht reagiert, wenn man uns als »die Nazis« bezeichnete. Genau so wird es anderen ergangen sein, wenn wir Deutsche von »den Juden« oder »den Polaken« gesprochen haben. Man kann nicht alle Menschen einer Gegend, einer Religion, eines Staatswesens in einen Topf werfen. Das ist in höchstem Maße ungerecht, denn Menschen sind immer voneinander verschieden. Man kann sie nicht über einen Kamm scheren. Die Einführung demokratischer Regeln ist ein Beleg für diese Verschiedenartigkeit, denn trotz dieser Verschiedenartigkeit ihrer Glieder muß ein Gemeinwesen ja zu einheitlichen Entscheidungen kommen können.

Seien wir doch dankbar für diese Verschiedenartigkeit. Ohne sie würde es keinen Fortschritt, keine Entwicklung unter den Menschen geben. Und seien wir uns ihrer stärker bewußt und vermeiden wir es, »die Türken«, »die Asylananten«, »die Skinheads« unterschiedslos zu be- und verurteilen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß Pauschalurteile in dem Maß schwinden, in dem wir persönliche Begegnungen mit einzelnen

Menschen aus diesen Gruppierungen haben. Ist nicht auch das einstige Feindbild, das sich die Deutschen von den Franzosen machten, deshalb überwunden worden, weil durch den freizügigen Reiseverkehr sowie Jugend- und Schüleraustausch nach der »Aussöhnung« zwischen Adenauer und de Gaulle zahllose persönliche Begegnungen zwischen Deutschen und Franzosen stattfinden konnten?

Wir Einzelnen sind sicher nicht in der

Lage, den Terrorismus aus der Welt zu schaffen, aber ich denke, daß jeder von uns ein klein wenig dazu beitragen kann, daß andere Menschen nicht als Gesamtheit ausgegrenzt, abqualifiziert oder verurteilt werden. Steht doch auch schon in der Bibel (im Jakobusbrief 4,12) das beherzigenswerte Wort: »Gott allein kann verurteilen oder freisprechen. Für wen hältst du dich, daß du deinen Mitmenschen verurteilst!«

Peter Lange

Der Weg zu einer neuen Daseinsweise

Die schockierenden Ereignisse des 11. September hallen immer noch in der Welt nach. Die Menschen sind verängstigt und verunsichert. Als Ältestensprecherin der Tempelgesellschaft möchte ich ein paar Gedanken äußern.

Unsere Bereitschaft, den Lehren und Weisungen Jesu zu folgen, wird auf eine harte Probe gestellt. Ich denke, daß es jetzt wichtiger sein wird als je zuvor, der Versuchung zu widerstehen, blind loszuschlagen oder giftige Verdammungsurteile auszusprechen. Wie Gandhi sagte: »Die Denkweise 'Auge um Auge' macht jeden blind.«

Haben Sie, lieber Leser, sich auch Gedanken darüber gemacht, auf welche Art und Weise man hier »die andere Backe hinhalten« könnte? Eine verletzte, erschütterte und wütende Menge glaubt, daß dies eine verrückte Idee sei, und fordert Vergeltung. Aber wo führt das hin? Doch es gibt auch wohl-durchdachte Erwidierungen.

Im Angesicht des Schreckens wenden sich viele der großen und grundlegenden Lebensfrage zu (auf die die Menschen je nach Weltanschauung unterschiedliche Antworten haben): Wer bin ich? Wozu bin ich hier?

Viele unter uns antworten vielleicht: Ich bin ein Templer, ein Tempel, in dem Gottes Liebe, Gottes Geist, Gottes Führung waltet. Dies bedeutet, daß wir die Tugenden, die Jesus uns gelehrt hat, zu verwirklichen suchen müssen: Mitleid, Güte, Gerechtigkeit, Einmütigkeit, Achtung allem Lebendigen gegenüber, Nicht-Verurteilen (weil wir nie den ganzen Zusammenhang kennen und verstehen können), Vertrauen darauf, daß »unser Vater« immer noch »die ganze Welt in seinen Händen hält«.

Wenn das so ist, werden manche die Frage stellen: »Wie kann Gott dann dieses Schreckliche zulassen?« Ein Ratgeber der Heilsarmee hat auf diese Frage die Gegenfrage gestellt: »Ist Gott ver-

antwortlich für Ihr Leben?« – »Nein.« – »Sehen Sie, hier haben Sie die Antwort.« Menschen sollten Gott nicht dafür verantwortlich machen, was Menschen einander antun.

Es ist angebracht, daß auch wir, nicht nur die Amerikaner, unsere Einstellung und unser Verhalten näher untersuchen und uns fragen: Trägt das, was ich tue und sage, zur Spannung oder zum Frieden bei? Was können wir aus diesem Leid lernen, wie können wir dadurch zu besseren Menschen werden?

Das bringt uns zur eingangs gestellten Frage zurück: Wozu bin ich hier? Eine gute Antwort wäre: um das Gottesreich aufrichten zu helfen – erstens, indem wir uns seine neuen Wege vor Augen führen und uns geistig darauf vorbereiten (Gesinnungsänderung), dann auch, indem wir so reden und handeln, daß es zu einer neuen Daseinsweise führt, und indem wir unsere persönlichen und gemeinschaftlichen Gedanken in Einklang mit denen unseres Schöpfers bringen im Hinblick auf Ein-

heit in Vielfalt, auf Zusammenspiel und schöpferischen Aufbau, nicht auf Zerstückelung und Zerstörung.

Wir wollen unsere mitfühlenden und heilenden Gedanken allen Menschen zuwenden, die leiden müssen, besonders denjenigen in der Welt, deren Leben durch Terroristen oder Gewaltherrscher erschüttert wurde. Laßt uns darum bitten, zusammen mit allen Menschen guten Willens, daß Einmütigkeit sowohl in unserem eigenen Herzen wie auch unter unseren Mitmenschen einkehrt. Mögen mehr und mehr Menschen den Wert dessen erkennen, was wir mit dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit bezeichnen, und verstehenlernen, daß Liebe und Achtung den Weg zu ihm bilden, auch wenn wir dabei verletzt werden, und daß Furcht und Haß nur Zerstörung verursachen.

Und laßt uns dankbar sein für alle guten und schönen und wertvollen Dingen in unserem Leben und auf unserem Planeten.

Herta Uhlherr (übersetzt von P. Lange)

AUS DEN TEMPELGEMEINDEN IN AUSTRALIEN

Gründung der Tempelgemeinde Boronia vor 50 Jahren

Mehr als 90 Personen versammelten sich am Nachmittag des 8. September im Gemeindesaal in Bayswater, um 50 Jahre Tempelgeschichte von Boronia zu feiern. Mit Beiträgen vieler Gemeindeangehöriger, mit Bildern und Anekdoten aus der frühen Zeit Boronias, mit Dias und einer Computer-Präsentation machten wir einen Sprung durch die

vergangenen fünfzig Jahre der Gemeindeentwicklung in Boronia.

Nach einer Einführung zeigte Renate Weber eine Computer-Präsentation über Templer aus Boronia, Olga Kroh erzählte Geschichten aus der guten alten Zeit, Otto Löbert berichtete in einer Diaschau über Boronias Festlichkeiten, Helmut Imberger sprach über sei-

ne ersten Erfahrungen mit der Glocke im Gemeindehaus, Helga Jürgensen trug das Gedicht »Unsere Boronia-Halle« von Edeline Schmidt vor und Manfred Löbert wies auf die Wichtigkeit der Bewahrung eines solchen Erbes hin.

Der Gemeindesaal war wunderschön geschmückt mit Blumen von den Familien Höfer und Glenk, und der süße Duft von braunen Boronias (einer einheimischen Blütenpflanze) war überall wahrzunehmen. Mit dem traditionellen Nachmittagskaffee und einer großen Auswahl an leckeren Kuchen verbrachten die Teilnehmer fast drei Stunden in templerischem Gemeinschaftsgeist.

Alfred Klink, in: Templer Record, Zeitschrift der TSA, Oktober 2001

Bild links: Gemeindehaus von Boronia

Youth Service in Bayswater

Im gut gefüllten Gemeindesaal von Bayswater herrschte am 3. Juni 2001 eine erwartungsvolle Spannung, bis die drei Konfirmandinnen des letzten Jahrgangs Amy Edelmaier, Emma Beilharz und Tania Richter mit ihrem Saal begannen. Sie fühlen sich durch Freundschaft eng verbunden, und da »Freunde und Freundschaft« in jedem menschlichen Leben wesentlich sind, hatten sie dieses Thema in den Mittelpunkt gestellt. Mit flotter Musik, die ebenfalls Freundschaft zum Inhalt hatte, trennten sie verschiedene Elemente: eine Befragung einzelner Besucher, was für sie Freundschaft ausmacht; die Erzählung einer wahren Begebenheit, in der ein Junge durch freundschaftliche

Zuwendung von seinem Vorhaben, Selbstmord zu begehen, abgebracht wurde; ein Gedicht; die Gleichnisgeschichte »Spuren im Sand« – umrahmt von eigenen Gedanken und Erfahrungen zum Thema.

Was mir besonders gut gefiel, war, daß die drei ihr Publikum mit einbezogen – sei es durch die Kurzbefragung am Anfang, sei es dadurch, daß sie (ihnen vertraute Personen) sogar ans Mikrofön nach vorne baten oder Fragen in den Raum stellten.

Mit einem Schlußgebet ging ein erfrischender Saal zu Ende und mündete in eine angeregte Kaffeetafel. Ein Kompliment an die drei Ausführenden und einen Glückwunsch an die TSA für solchen »Nachwuchs«! Karin Klingbeil